

Cultural Change - und wie Frauen und Männer darauf reagieren

Rohr, Elisabeth

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Rainer Hampp Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rohr, E. (1999). Cultural Change - und wie Frauen und Männer darauf reagieren. In K. Götz, M. Löwe, S. Schuh, & M. Szautner (Hrsg.), *Cultural Change* (S. 61-84). München: Hampp. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-425833>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Elisabeth Rohr

Cultural Change – und wie Frauen und Männer darauf reagieren

Es war im Jahr 1921. In einer Andenprovinz in Ecuador traf ein Missionsehepaar der Adventisten aus den USA ein und bemühte sich die dort lebenden indianischen Bauern zu bekehren. Doch nicht ihre Predigten, nicht ihre Medizin und nicht die Schule, die sie bauten, fesselten die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner, sondern das vor ihrem Haus geparkte Auto, ein Ford Modell T. Vor ihm versammelten sich regelmäßig indianische Bauern, um darüber zu diskutieren, ob es ein Engel oder ein Teufel sei, der dieses Gefährt zum Laufen brachte. Und selbst als der Priester jenen mit Exkommunion drohte, die es wagen würden, die Missionare zu bitten, nur eine Runde mitfahren zu dürfen, konnte es sie nicht abschrecken. Zu faszinierend war Ford Modell T.¹

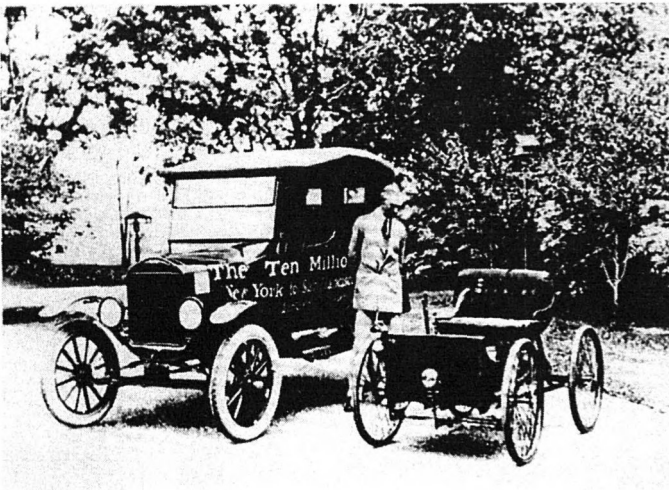


Bild 1: Katalog zur Ausstellung „America. Traum und Depression 1920/40“. Berlin 1980, S. 479.

Neuerungen haben zu allen Zeiten und in allen Gesellschaften immer schon ein geteiltes Echo ausgelöst. Kultureller Wandel ruft Ambivalenz hervor und zwar unabhängig davon wie innovativ, fortschrittlich, emanzipatorisch und ersehnt diese Neuerungen im konkreten Einzelfall auch sein mögen. Diese Ambivalenz, die sich historisch an allen Veränderungsprozessen, seien diese kultureller, ökonomischer, sozialer oder politischer Natur, feststellen läßt, ist eine der zentralen Wesenseigenschaften von kulturellem Wandel. Von daher sind Idealisierung und Dämonisierung Begleiterscheinung aller kulturellen Veränderung und Neuerung.



Bild 2: Barolomé Esteban Murillo „Die Küche der Engel“ 1646

Daß sich die indianischen Bauern in der Provinz Chimborazo angesichts des Ford Modell T nicht etwa rational, und das heißt sachbezogen mit diesem seltsamen Gefährt auseinandersetzen, ist mithin keineswegs ihrer Rückständigkeit zu schulden. Denn: „Das Fremde und Unerforschte fasziniert den menschlichen Geist und reizt ihn, seine Wissenslücken mit Projektionen, D. h. mit den Produkten seiner Phantasie zu füllen.“²

Und in diesen Phantasien, die sich als Reaktion auf kulturelle Veränderungen bilden, trifft man nicht nur bei Indianern auf Engel und Teufel, auf Idealisierung und Dämonisierung, auf Angst und Faszination.³



Bild 3: José Guadalupe Posada

So wurde in den 60er Jahren der Siegeszug der Rock and Roll-Musik von denen Einen als Untergang des christlichen Abendlandes verteufelt und verkannt und von den Anderen als kulturelle Revolution gepriesen und bejubelt. Ein ähnlich geteiltes Presseecho erfuhr auch der Regierungswechsel in Bonn: Die Kommentare reichten von düstersten, apokalyptischen Untergangsszenarien des Standortes Deutschland bis hin zu euphorischen Einschätzungen des Reformpotentials der neuen rot-grünen Regierung.

Auch die Fusion von Chrysler und Daimler-Benz hat verhaltene Ambivalenzen sichtbar werden lassen: Während die Einen vor einer „Verwässerung“ des markenspezifischen Rufes von Mercedes und vor einer „Amerikanisierung“ der Arbeitsbedingungen warnten, sprachen Andere von einem kommenden goldenen Zeitalter und beteuerten, daß der Stern von Sindelfingen nicht sinken, sondern mit Chrysler in eine faszinierende Zukunft gehen werden.⁴

Es gilt also festzuhalten: Jede Veränderung eines status quo wird begleitet von Phantasien und emotionalen Reaktionen, ganz gleichgültig wie sachbezogen und rational der Kontext an sich auch sein mag. D. h. die Auseinandersetzung mit Neuerungen, mit kulturellem Wandel erfolgt im ersten Schritt nicht auf einer kognitiv-diskursiven Ebene, sondern auf der Ebene der Phantasien und auf der Ebene der Gefühle. Daß wir also in Situationen, in denen wir uns mit kulturellem Wandel konfrontiert sehen, eher - um einen Fachbegriff aus der Psychoanalyse zu benutzen - auf der Ebene des Primärprozesses und weitaus weniger auf der Ebene des Sekundärprozesses bewegen, hat weitreichende Folgen. Denn in der Begegnung mit Neuem und Unbekanntem wird vor allem unsere linke Gehirnhälfte aktiviert, jene Gehirnhälfte also, die weniger der Vernunft als vielmehr der Kunst, den Bildern, den Assoziationen, den Träumen und sinnlichen Wahrnehmungen verpflichtet ist. D. h. die Auseinandersetzung mit kulturellem Wandel bringt zunächst weniger unsere sachorientierte Vernunft als vielmehr unsere Emotionen und Phantasien ins Spiel. Und das ist für uns alle und vielleicht besonders für jene, die in einer höchst sach- und produktorientierten Arbeitswelt leben, so vermute ich, doch ein äußerst gewöhnungsbedürftiger und sicherlich auch erklärungsbedürftiger Gedanke.

Wie also läßt sich meine Behauptung, daß kultureller Wandel zunächst auf der Ebene von Phantasien und Gefühlen und weniger auf der Ebene des Verstandes wahrgenommen und verarbeitet wird, wissenschaftlich begründen?

Ich möchte drei unterschiedliche und sich ergänzende Begründungszusammenhänge zur Diskussion stellen.

1 Der psychoanalytische Ansatz

Der französische Psychoanalytiker und Ethnologe Georges Devereux (1976) hat sich in einem faszinierenden Buch „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften“ ausführlichst mit den Reaktionen des Menschen auf die stummbleibende Materie beschäftigt. D. h. er befaßte sich mit jenen Situationen, in denen Menschen Fragen haben, aber keine Antworten, Probleme, aber keine Lösungen und über das noch nicht Denkbare, noch Unbekannte, nachdenken. Was passiert, wenn man vor einem leeren Blatt sitzt und sich keine Ideen einstellen? Das Auto plötzlich stehen bleibt und sich keinen Millimeter weiter bewegt? Der Bildschirm des Computers die eingegebenen Daten nicht wiedergibt? Devereux behauptet, daß der Mensch auf die Stummheit der Materie mit Panik reagiert und dazu neigt, diese Stummheit der Materie zu verleugnen und sich gleichzeitig verzweifelt bemüht seine Panik zu kontrollieren. Und dies veranlaßt ihn dazu, „physikalische Begebenheiten animistisch zu interpretieren und ihnen, um sie als 'Antworten' erfahren zu können, 'Bedeutungen' zuzuschreiben, die sie nicht besitzen.“ Wenn keine als 'Antworten' interpretierbaren Reize auftreten, neigt der Mensch dazu, die unangemessenerweise erwartete Antwort, die sich nicht einstellt, durch eine vorgetäuschte Antwort zu ersetzen.“⁵

Bestes Beispiel für die animistische Deutung physikalischer Begebenheiten ist die Astrologie. Doch müssen wir gar nicht in den fernen Himmel schauen, um unsere eigenen animistischen Tendenzen zu entdecken. Denn wer hat nicht schon einmal Denkblockaden, Mißgeschicke oder die verschwundenen Daten im Computer mit dem Ausruf kommentiert: „es ist heute wie verhext!“ Dies ist auch eine unserem Bewußtsein entschlüpfte Deutung mitsamt einem Hinweis auf übernatürliche Kräfte, die an unserem Mißgeschick schuld sein könnten.

Wie läßt sich dieses Verhalten des Menschen, also vor allem seine Panik in der Auseinandersetzung mit Neuem und Unbekanntem, erklären?

Aus verschiedenen psychologischen und anderen Studien wissen wir, daß der Organismus und damit auch der Mensch existentiell darauf angewiesen ist, Antworten zu erhalten, und d. h. soziale Kontakte herzustellen. Untersuchungen über sozial isolierte Kinder und über die sog. „Wolfskinder“ haben z. B. gezeigt, daß kleine Kinder, denen über einen längeren Zeitraum eine soziale Reaktion verweigert wurde, bestimmte menschliche „Grundzüge“ nicht entwickeln konnten.⁶ Das kann soweit gehen, daß Kinder, denen von klein auf

Reaktionen verweigert wurden, sterben oder psychisch lebenslänglich verkrüppelt blieben. Auch Affenbabys erkrankten unter ähnlichen Bedingungen an Marasmus, bis sie schließlich völlig entkräftet starben.⁷

Daß der Mensch auf die Stummheit der Materie mit Panik reagiert, wird mit- hin auf frühe Sozialisationserfahrungen des Kindes zurückgeführt. Dabei gehen psychoanalytische Sozialisationstheorien davon aus, daß der Prototyp jeder Panik jener Angst vergleichbar ist, die das Kind bei Abwesenheit oder zeitwei- ser Stummheit seiner Mutter erlebt. Das Kind versucht „die ausbleibende Ant- wort dadurch zu kompensieren, daß es befriedigende Antworten der Mutter, die es früher erfahren hat, halluziniert.“⁸

Bei Erwachsenen, denen experimentell Reize vorenthalten wurden, lies sich feststellen, daß deren Halluzinationen funktional den auf Liebesentzug beru- henden Halluzinationen des Kindes verwandt waren.⁹

Wichtig an diesen Überlegungen ist jedoch nicht alleine der Hinweis, dass die Stummheit der Materie und damit jede Auseinandersetzung mit Neuerungen Panik verursacht und deshalb Halluzinationen bzw. Phantasien auslöst. Für weitaus entscheidender halte ich den Gedanken, daß das Kind, unfähig zwischen Abwesenheit, absichtlicher Stummheit und Tod der Mutter zu unter- scheiden - das Ausbleiben der Antwort als Manifestation von Bosheit und Zorn empfindet.¹⁰

Vätern und Müttern ist dieses Verhalten ihrer Kinder höchst vertraut. Nach einer manchmal nur kurzen Abwesenheit und erst recht nach längerer Abwe- senheit, werden sie oft gar nicht freudig, sondern mit Vorwürfen, Aggression, Wut und Zurückweisung empfangen. Der zurückkehrende Elternteil wird igno- riert, Umarmungen werden abgewehrt und selbst Geschenke nicht akzeptiert. Die heftige Reaktion vieler Kinder rührt also nicht nur daher, daß sie denjeni- gen, der sie verlassen hat, bestrafen wollen, sondern ist auch Ausdruck ihrer emotionalen Verwirrung, da sie noch nicht einschätzen können, ob derjenige der sie verläßt, wieder zurückkommen oder aber für immer wegbleiben wird und d. h. tot ist.

Welchen nachhaltigen Schrecken diese Verlassenheitsgefühle in Kindern auslö- sen und wie sehr die Erinnerung daran noch beim Erwachsenen im Gedächtnis haften bleibt, geht aus der Erzählung eines in Therapie befindlichen Mannes hervor, der voller Bitterkeit davon berichtete, „daß sein Vater ihn mit in den Park zu nehmen pflegte und sich dann vor ihm versteckte, bis er, der sich verlassen glaubte, in Panik kreischte.“¹¹

Diese Reaktionen auf die Abwesenheit von geliebten Personen, lassen einen Mechanismus erkennen, der in der psychoanalytischen Fachsprache als Regression bezeichnet wird. Damit ist ein psychischer Mechanismus gemeint, der wie beim Weinen oder beim Träumen die Wahrnehmung der Realität verzerrt und zu Orientierungslosigkeit, Hilflosigkeit und Verunsicherung führt. Psychologisch betrachtet werden bei diesem Vorgang sog. Ich-Funktionen wie Realitätsprüfungen und der Sekundärprozess, der unser kognitives und rationales Denken steuert, außer Kraft gesetzt und durch ein eher primärprozesshaftes assoziatives Denken und Phantasieren ersetzt. Die Folge ist, daß Gefühle und nicht der Verstand unsere Empfindungen, unsere Wahrnehmungen und unser Handeln lenken. Das führt zu oft als peinlich erlebten Situationen: Sind wir z. B. außerordentlich aufgewühlt, so fällt es immens schwer, einen klaren, vernünftigen Gedanken zu fassen, geschweige denn zu formulieren. Wir fangen Sätze an, ohne sie zu Ende zu führen - und, was viel schlimmer ist - sagen Dinge, die wir nicht sagen wollten. Der Affekt ist stärker als die Vernunft, wir verlieren die Kontrolle, sind unbeherrscht und äußern das, was wir zwar tatsächlich fühlen, jedoch unter keinen Umständen preisgeben wollten.

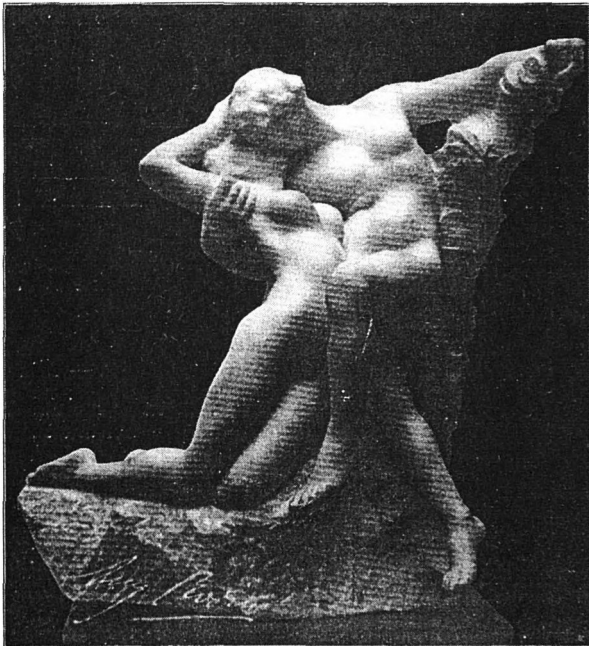


Bild 4: Auguste Rodin „Der Frühling“

Regressionen produzieren also nicht falsche Antworten, sondern sie lockern die Fesseln der Verdrängung, verführen uns dazu, das bislang erfolgreich Verleugnete oder Unterdrückte zu offenbaren und mehr an unzensierten Gefühlen zuzulassen.

Regressionen sind demnach ein absolut alltäglicher Vorgang und nicht nur mit unangenehmen, sondern auch mit absolut euphorischen Gefühlen verbunden. Regressionen erleben wir dann besonders lustvoll, wenn wir uns verlieben und wir den anderen nur als Ausbund von Tugendhaftigkeit, Schönheit, Sinnlichkeit und intellektueller Brillanz bewundern und beharrlich, und entgegen allen Weisungen der Vernunft, etwaige Zweifel an unserem Helden souverän als Diffamierung vom Tische fegen.

Und nicht zuletzt ist der Urlaub deshalb so erholsam, weil wir - wie es in den Werbebrochüren heißt - unsere Seele baumeln lassen, d. h. für eine begrenzte Zeit regredieren. Im Urlaub wird der Lust Priorität eingeräumt und deshalb stört alles, was Unlust verursachen könnte. Wir erlauben uns mehr an Gefühlen und sind empfindsamer, verletzlicher und haben das Bedürfnis Realitäten auszugrenzen, statt sich mit ihnen auseinanderzusetzen.



Regressive Zustände sind jedoch auch notwendig, damit Künstler Kunstwerke, Musiker Musik und Schriftsteller Literatur schaffen können. D. h. Regressionen ermöglichen einen spezifischen Zugang zur Sinnlichkeit und zur Emotionalität und damit einen unverstellteren Zugang zu Bereichen des Lebens, die nicht rational gesteuert sind. Regression aktiviert innovatives Potential, die Entstehung schöpferischer Ideen und die Entdeckung von Lösungen jenseits konventioneller Strategien.

Kultureller Wandel ohne Regression kann mithin nicht produktiv sein, denn Innovation bedarf der Phantasie, der Bilder, der Assoziationen und Träume und dies sind zuvorderst kreativ-sinnliche und nicht rational-kognitive Leistungen. Sich regressiven Zuständen zu entziehen, hiesse auch, sich dem Potential, das jede Neuerung beinhaltet zu verschliessen und die noch unbekannten Chancen, die sich hier bieten, zu verkennen. Statt einer Progression würde es zu einer Wiederholung altvertrauter, jedoch dem Wandel unangemessener und deshalb dysfunktional gewordener Muster kommen. Kultureller Wandel würde eingefroren.

Diese regressiven Mechanismen, die allen kulturellen Wandel begleiten, lassen sich jedoch nicht nur aus einer psychoanalytischen, sondern zusätzlich auch aus einer soziologischen Perspektive her verständlich machen und näher erläutern. Und damit komme ich zum zweiten Erklärungsansatz.

2 Soziologische Erklärungen

Soziologen¹² haben darauf aufmerksam gemacht, daß spezifische und uns selbst nicht bewußte Mechanismen dafür sorgen, unsere alltägliche Interaktions- und Kommunikationspraxis relativ regressionsunabhängig zu gestalten. Bei der Untersuchung von Kommunikationsprozessen wurde dabei festgestellt, daß unsere alltagspraktische Kommunikation auf stillschweigenden Übereinkünften beruht, die dazu dienen, eine vertraute, sinnhafte Welt gemeinsamer Bedeutung aufzubauen. Nur aufgrund dieser stillschweigenden und von allen geteilten Übereinkünften ist es möglich, auf unproblematische Weise Routinehandlungen durchzuführen. „Diese sinnstiftenden Methoden sind notwendige „idealisierende“ Unterstellungen gegenüber dem anderen und dem Selbst.“¹³

Zu diesen sinnstiftenden Unterstellungen zählt u.a. die Reziprozität der Perspektiven. Hierbei wird davon ausgegangen, daß ein Anderer, stünde dieser in

seiner eigenen Position, genau dasselbe erleben und wahrnehmen würde wie er selbst und umgekehrt. Beide sind, trotz aller individuellen Unterschiede, mit- hin davon überzeugt, sich in einer gemeinsamen und als selbstverständlich vorausgesetzten Welt zu befinden, die es ihnen erlaubt miteinander zu intera- gieren und schließlich auch zu kommunizieren.

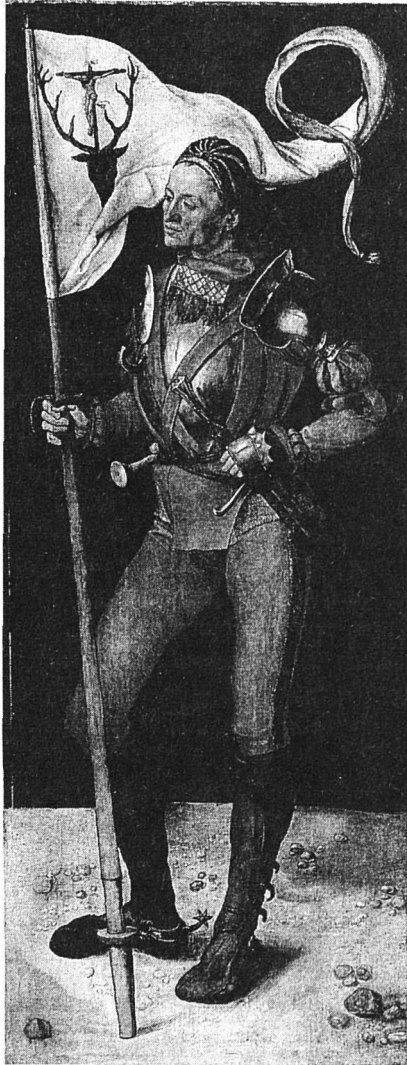


Bild 6: Albrecht Dürer „Lukas Paumgartner als hl. Eustachius“ 1498

Kultureller Wandel und die Konfrontation mit Neuem setzt diese stillschweigenden Übereinkünfte außer Kraft, Kommunikation und Interaktion brechen zusammen, es entstehen Zustände tiefster Verunsicherung. An ganz alltäglichen Begrüßungsritualen läßt sich dies verdeutlichen.

Als Deutsche sind wir es gewohnt, bei der Begrüßung eines Fremden, diesem die Hand entgegenzustrecken und seine Hand zu schütteln. In den USA aber ist dieses Ritual ungewohnt, so daß unsere freundlich ausgestreckte Hand des öfteren in der Luft hängen bleibt und schließlich verlegen heruntersinkt, ohne daß der andere Anstalten gemacht hätte, sie zu ergreifen. Es entsteht eine höchst peinliche und zutiefst verunsichernde Situation. Eine Reziprozität der Perspektiven kommt nicht zustande, die Kommunikation bricht ab. Warum aber erleben wir gerade diese Situation als peinlich, sogar manchmal beschämend und verunsichernd?

Unser rituelles Händeschütteln bei der Begrüßung dient dazu, sich zu vergewissern, daß der andere keine Waffe in der Hand hält und gleichzeitig dem anderen zu versichern, daß man in freundlicher und nicht in feindseliger Absicht gekommen ist. Mit ausgestreckter Hand hält man sich den anderen zwei Armeslängen vom Leib, so daß es leichtfällt, alle Bewegungen des anderen, vor allem seine körperlichen Regungen, seine Mimik und Gestik zu beobachten und zu kontrollieren. Gleichzeitig lesen und deuten wir den Händedruck: ist er kräftig, zupackend oder eher schlaff und zögerlich? Hält er unsere Hand zu lange fest, oder läßt er sie sofort wieder los? Zerquetscht er unsere Hand, oder läßt er sich kaum anfassen? Wir deuten diese Gesten und versuchen unser Gegenüber danach zu beurteilen. Fehlt dieses Ritual des Händeschüttelns, wissen wir nicht, mit wem wir es zu tun haben, mit einem Freund oder einem Feind und fühlen uns entsprechend verwirrt, orientierungslos und hilflos der Situation ausgeliefert.

Neben der Reziprozität von Perspektiven ist auch die Selbstreflexivität des Gespräches von entscheidender Bedeutung, wenn es um die Interaktion und Kommunikation in einer unvertrauten, ungewohnten Situation geht. In der alltäglichen Kommunikation werden unterschwellig ständig orientierende Signale in Form von Interjektionen, Gesten etc. darüber gegeben, daß „alles in Ordnung ist.“ Ein leichtes Kopfnicken, ein zustimmendes „hm“, ein aufmerksamer Blick, ein vorgebeugter Oberkörper signalisieren dem anderen, ich höre dir zu, du kannst mit dem Gespräch fortfahren. Fehlen einzelne dieser Signale oder werden andere übermäßig betont, so entsteht eine Situation extremer Verunsicherung, da nicht klar ist, ob der andere noch zuhört. Auch hier kommt es zu einer Regression, die sich z. B. darin äußert, daß der Sprecher zu stottern

anfängt, den Faden verliert oder einen Monolog beginnt, um über die Unsicherheit hinwegzutäuschen.

In Gesprächssituationen sind wir sehr davon abhängig, inwieweit der Gesprächspartner all diese stillschweigenden Unterstellungen von Kommunikation mit uns teilt. In Gesprächen mit kulturell Fremden, aber auch in Gesprächen zwischen Männern und Frauen und in Gesprächen zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitern, also hierarchisch höher und niedriger gestellten Kollegen, kann man nicht davon ausgehen, daß diese Unterstellungen geteilt werden und dann kommt es zu Irritationen und Störungen der Kommunikation. Es entfaltet sich oftmals ein steifes und seltsam starres Interaktionsszenario, das uns daran hindert, wirklich miteinander zu kommunizieren.

Kultureller Wandel zwingt uns mithin dazu, unsere stillschweigend mit anderen geteilten Unterstellungen von Kommunikation zu hinterfragen, manches Mal auch aufzugeben und ad hoc neue zu etablieren. Dies ist insgesamt ein relativ komplexer Vorgang, der viel an innerer Flexibilität, Kreativität und innovativem Potential verlangt. Gleichzeitig aber und das ist das Ergebnis dieser soziologischen Erörterungen, ist der Zusammenbruch von Interaktion und Kommunikation und damit aller kulturelle Wandel immer mit Krisen und Konflikten verbunden. Die Auseinandersetzung mit dem Unbekannten und Neuen stürzt uns unweigerlich in tiefe Krisen, dies ist ängstigend, jedoch zugleich auch die Voraussetzung zur Mobilisierung von noch unentdeckten Ressourcen und damit Chance zur Entwicklung. Kultureller Wandel ist mithin ohne Krisen und Konflikte nicht denkbar. Werden diese Krisen und Konflikte vorschnell ausgeschaltet, bzw. mit Kraft überwunden, so bleibt es beim neuen Wein in alten Schläuchen. Das Neue kann sich nicht entfalten. Die Krise bedarf der Akzeptanz und: Raum und Zeit zur Bewältigung.

3 Die ethnopschoanalytische Perspektive

Der Gedanke, daß die Auseinandersetzung mit dem Fremden, Neuen und Unbekannten immer mit schweren Erschütterungen der Identität verbunden ist, spielt auch in der Ethnologie, die sich ja konkret mit der Erforschung des kulturell Fremden befaßt, eine herausragende Rolle.

Kultureller Wandel konfrontiert - so die Auffassung - mit einem Prozeß des „sozialen Sterbens“, wobei das soziale Sterben jener Prozeß ist, „in dem die

klassen-, kultur- und zum Teil geschlechtsspezifischen Rollenidentifikationen zerfallen, so daß unbewußte Identifikationen und die dazugehörigen Werte bewußt werden. Alteingesessene Identitätsstützen kommen ins Wanken, und der Abwehrcharakter der Wahrnehmung und Kommunikation schwächt sich ab.“¹⁴

Die Auseinandersetzung mit dem kulturellen Wandel bedeutet unter diesen Prämissen, sich mit bislang verleugneten Erfahrungen zu beschäftigen, neue Realitäten jenseits des individuell, kulturell und geschlechtsspezifisch geprägten Horizontes zu entdecken. Und das ist eine ängstigende wie auch faszinierende Vision.

Denn die mit dem sozialen Sterben verbundene Aufkündigung bisheriger Identitätsmuster kann sowohl als Verheißung und als Ausbruch aus erstarrten, engen und einschränkenden Traditionen verstanden werden. Aber die damit verbundene Neuorientierung kann auch ängstigen, denn das Alte, Vertraute und Gewohnte bietet nun keine Sicherheit mehr in einer ständig sich wandelnden Welt.

Kultureller Wandel wirft mithin das Individuum auf sich selbst zurück, auf seine unbewältigten Konflikte, auf seine Ängste und Sehnsüchte. Das soziale Sterben reaktiviert jedoch auch verschüttete Ressourcen und wird - damit komme ich nun zu einem zentralen Punkt - von Frauen und Männern sehr unterschiedlich erlebt. Beiden Geschlechtern bleibt es nicht erspart in der Auseinandersetzung mit kulturellem Wandel regressiv zu reagieren und sich auf den Prozess des sozialen Sterbens einzulassen. Doch auch ohne die Wissenschaft zu bemühen, ist es offensichtlich, daß Frauen und Männer zwar beide Verunsicherung, Verwirrung, Ohnmachtsgefühle und Hilflosigkeit erleben. Doch - und das ist das Entscheidende - auf diese Erschütterungen der Identität reagieren sie unterschiedlich und wählen auch jeweils spezifische Bewältigungsstrategien.

4 Wie Frauen und Männer auf kulturellen Wandel reagieren

Daß Frauen und Männer verschieden auf Orientierungslosigkeit und Ohnmacht reagieren entspricht unseren alltagspraktischen Erfahrungen. Wenn Frauen sich verzweifelt, ratlos und hilflos fühlen, ist es sozial erlaubt zu weinen, während sich Männer in der gleichen emotionalen Verfassung nur in absoluten Ausnahmesituationen den Tränen hingeben würden. Im Unterschied zu Frauen, beherrschen und verbergen sie eher ihre Gefühle und zeigen Stärke und Sicherheit nach Außen, obwohl sie innerlich ganz anders empfinden. Kulturell entspricht dieses Verhalten der sozial erwarteten Norm. Männer haben - insbesondere gegenüber Frauen - in der Öffentlichkeit den Ritter und Beschützer zu spielen und von daher darf sich ein Mann, zumindest in der Öffentlichkeit, keine Schwächen anmerken lassen.

Auch wenn diese starren Geschlechterrollen schon durchlässiger geworden sind, so haben sich Geschlechterklischees nicht grundlegend gewandelt. Der kulturelle Wandel in diesem Bereich ist äußerst zäh und nach wie vor ist es für Frauen und Männer sehr schwer, aus den vorgegebenen Rollen auszubrechen und Neues zu wagen.

Es gibt mehrere Gründe, warum dies so schwer ist, diese will ich hier gar nicht alle ausführen, sondern mich auf - wie ich finde - zwei wesentliche Ursachen beschränken.

Zum einen die nach wie vor nur unwesentlich veränderten geschlechtsspezifischen Sozialisationsbedingungen und zum anderen gesellschaftliche Rituale der Adoleszenz, die nach wie vor Weiblichkeit und Männlichkeit in unserer Gesellschaft stark prägen.

In der neueren Sozialisationsforschung¹⁵ wird einhellig darauf verwiesen, daß kleine Jungen sehr früh einen psychischen Bruch zu verkraften haben, der ihre männliche Geschlechtsrollenidentität ein Leben lang direkt und indirekt prägen wird. Die Rede ist von der Erkenntnis, daß sie biologisch anders als ihre Mutter sind, jene Frau also, die sie geboren hat und die - wie es in der psychoanalytischen Fachsprache heißt - ihr erstes Liebesobjekt war. Die Erfahrung, sich sehr früh als ein getrenntes Wesen von der Mutter zu unterscheiden, führt im weiteren Verlauf des Lebens dazu, sich generell als autonomer, unabhängiger, selbständiger zu fühlen und sich entsprechend grössere Freiräume der Selbstentfaltung nehmen und zumuten zu können. Kleine Jungen, die wild her-

umtoben, werden in aller Regel bewundert, wenig wird jedoch gesehen, daß dies auch ein Versuch sein könnte, einen inneren Schmerz, ein Unbehagen oder eventuelle Hilflosigkeit zu kaschieren. Dies setzt sich dann im Verlaufe ihres weiteren Lebens fort. Dadurch lernen sie nicht, Schmerzen, Ohnmachtsgefühle und generell Gefühle zuzulassen und adäquat auszudrücken. Stattdessen werden starke Gefühlswallungen verborgen, verdrängt, verleugnet und ignoriert. Auch der zumeist abwesende Vater kann aufgrund eigener Prägungen oftmals nicht aus diesem Dilemma helfen. So bleibt der kleine Junge mit seinen inneren Konflikten häufig allein und orientiert sich aufgrund seiner Hilflosigkeit an dem Stärke und Potenz ausstrahlenden Vater, mit dem er sich schließlich identifiziert.

Am Ende der Adoleszenz wird diese Struktur durch die militärischen Abhärtingsrituale bei vielen jungen Männern noch verstärkt. Hier müssen sie lernen Schwächen und Gefühle nachhaltig zu unterdrücken und zwar durch Härte, Disziplin und körperliche Anstrengung und zwar nach dem Motto: was einen nicht umbringt, macht einen umso stärker.

Es kann nun gar kein Zweifel daran bestehen, daß diese hier erworbenen Tugenden z. B. Durchsetzungsfähigkeit, Disziplin und Konkurrenz teilweise im Berufsleben durchaus von Vorteil sind. Doch was geschieht mit Empathie und Sensibilität, mit der Toleranz Andersdenkender, mit innerer Flexibilität, mit Team-, Konflikt- und Kommunikationsfähigkeit? Was junge Männer trotz aller emanzipatorischen Bestrebungen oftmals fehlt, ist ein sozial anerkannter Raum für Regression. Stattdessen ist der Fitneßraum angesagt, das schnelle Auto, Leistung, Karriere, Geld und Erfolg. Doch auffällig ist, daß kleine Jungen häufiger verunglücken und sich verletzen als Mädchen und als Erwachsene häufiger und schwerer krank werden und früher sterben. Sie haben verlernt, Angstsignale und körperliche Grenzen wahrzunehmen, auf sich und andere zu hören, sich abgegrenzt und doch verbunden zu fühlen.¹⁶

Kleinen Mädchen bleibt dieser folgenreiche Bruch in ihrer Sozialisation erspart. In der Gewißheit das gleiche Geschlecht zu haben wie die Mutter, fühlen sie sich in ihrer Identität sicher und aufgehoben. Sie bleiben oft eng mit der Mutter verbunden, auch über die Adoleszenz hinaus. Diese Intimität mit der Mutter verhilft ihnen dazu, Empathie, Sensibilität, Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeiten zu entwickeln. Als Frauen verfügen sie oftmals über eine erstaunlich gesicherte weibliche Geschlechtsidentität. Auf der Strecke bleibt allerdings häufig Autonomie und Unabhängigkeit, sowie das Gefühl, eine abgegrenzte, eigenständige Persönlichkeit zu sein. Das erschwert ihren Weg in den Beruf, auch das Ertragen von Konkurrenz am Arbeitsplatz und die Herausbildung von Durchsetzungsvermögen. Väter unterstützen Mädchen

seltener eine eigenständige berufliche Karriere einzuschlagen und das Argument, „du heiratest ja doch einmal“ dient zur Legitimation einer die Tochter nicht als eigenständiges Subjekt achtenden Haltung. Auch Müttern fällt es häufig schwer ihre Töchter beruflich zu fördern, da deren Erfolg Neid und Eifersucht weckt und möglicherweise daran erinnert, selbst auf eine Karriere zugunsten der Familie verzichtet zu haben.

In der Adoleszenz, die ja einerseits die Loslösung vom Elternhaus und andererseits die Hinwendung zu außerfamilialen Liebesobjekten wie auch die Entwicklung von beruflichen Perspektiven fordert, geraten Mädchen unweigerlich in heftige Konflikte und Krisen. Sie wollen Beruf, Liebesbeziehung und Kinderwunsch vereinbaren und sind mittlerweile kaum mehr bereit, auf eines davon zu verzichten.¹⁷

In Krisensituationen rekurren und regredieren Frauen nun auf die Ebene der primären Liebesbeziehung zur Mutter, fühlen sich zwar oftmals wie ein Kind, doch ermöglicht ihnen eine Identifikation mit der Mutter wieder Sicherheit zu gewinnen. Diese mütterliche Identifikation fordert allerdings einen Preis, sie selbst übernehmen die Rolle einer entsexualisierten mütterlichen Gestalt und machen alle anderen zu ihren Kindern.¹⁸



Bild 7: Auguste Renoir „Auf der Terrasse“ 1879

Männer hingegen finden in der Regression keinen Halt, die Identifikation mit dem primären Liebesobjekt steht ihnen aufgrund der biologischen und sozialen Differenz nicht zur Verfügung, der zumeist abwesende Vater bietet sich als tröstendes Liebesobjekt nicht an. In ihrer Einsamkeit und Verlassenheit bleiben ihnen lediglich kindliche Allmachts- und Größenphantasien. Sie werden in der Phantasie zu Drachentöttern, zu Superman und allerlei anderen mächtigen Gestalten. Herrschafts- und Unterwerfungsphantasien kommen zum Tragen, wobei diese Phantasien häufig eine sexuelle Konnotation erfahren.



Bild 8: Katalog zur Ausstellung „America. Traum und Depression 1920/40“. Berlin 1980, S. 414.

Kultureller Wandel wird also von Frauen und Männer unterschiedlich bedrohlich erlebt und beiden stehen unterschiedliche Bewältigungsstrategien zur Verfügung. Während Frauen in Machtpositionen dazu neigen, mütterliche Versorgungsfunktionen zu übernehmen, eine stärker beschützende und damit auch die Angst nicht gänzlich verleugnende Rolle einzunehmen, tendieren Männer in entsprechend Positionen und Situationen dazu, sich eher aufzuplustern, die Risiken herunterzuspielen und den noch ungewissen Erfolg übermäßig zu betonen und dadurch die Angst zu kontrollieren, bzw. ignorieren. Viele dieser Tendenzen lassen sich auch am Beispiel der Fusion von Chrysler und Daimler auffinden.



Bild 9: Auguste Renoir „Tanz in Bougival“ 1833

5 Die Fusion in Metaphern der Presse

Auch wenn dies ein gewagtes Unternehmen ist, so möchte ich nun versuchen meine Erkenntnisse auf die Fusion von Chrysler und Daimler-Benz und auf ihre Akteure zu übertragen. Ich beziehe mich hierbei auf Presseberichte, wobei ich einschränkend allerdings vorausschicken muß, daß ich natürlich nicht alle Presseberichte, sondern lediglich eine Auswahl gelesen und ausgewertet habe und von daher beanspruchen meine Aussagen keine Allgemeingültigkeit. Doch hoffe ich, daß sie zum Nachdenken und Diskutieren anregen.

In den Presseberichten ist von Ambivalenz, Zweifel oder Bedenken ihrer beiden obersten Chefs, Herr Schrempp und Herr Eaton kaum die Rede. Dagegen sprach aus ihren Reden überwiegend Siegesgewißheit, die immer wieder beschworen wurde, so als Herr Schrempp von seiner Zukunftsvision des künftigen „ertrags- und wachstumsstärksten Unternehmens zu Beginn des 21. Jahrhunderts“ sprach, „bei dem es Spaß macht zu arbeiten“¹⁹ und auch als er in seiner Rede in der Schleyer-Halle betonte: „Meine Damen und Herren, Sie schreiben heute Geschichte.“²⁰ Am 17. November hatten beide vor den Fernsehkameras wiederholt gesagt: „Heute ist ein wunderbarer Tag.“²¹ Und: „Heute starten wir eine neue Zukunft“... „wir beginnen eine Zukunft, in der wir die Welt der Automobilindustrie neu definieren.“²²

Diese Euphorie und die unüberhörbar angedeuteten Allmachts- und Größenphantasien, die aus diesen Worten sprechen, scheinen durch keinerlei Fragen und Ungewissheiten getrübt. Interessant ist nun, daß die Presse die Fusion als eine „Ehe“ beschreibt, wobei die Rollen von Anfang an klar verteilt scheinen: Herr Schrempp ist der Bräutigam, Herr Eaton die Braut.²³ Und dieses Bild mitsamt den spezifischen Rollenzuschreibungen verrät viel über die der Fusion zugrundeliegenden Phantasien. Denn während der Bräutigam, Herr Schrempp, auffällig an einer fast schon berauschend wirkenden Sieges euphorie festhält, fühlt sich die Braut, Herr Eaton bemüßigt, Gewissheiten in Frage zu stellen, den Freudestaumel des Bräutigams zu dämpfen.²⁴ Er betonte: „Wir wollen das Unternehmen wie eine amerikanische Firma führen“ und in Richtung Deutschland: „Die werden einiges ändern müssen.“ Außerdem macht er sich „keine Illusionen“, „daß der Zusammenschluß leicht werde und prophezeite, es werde neben Erfolgen im Integrationsprozess auch Rückschläge geben.“²⁵

Während der Bräutigam wie trunken von einer rosigen Zukunft schwärmt (und möglicherweise sein zukünftiges Gehalt im Auge hat) und dabei das Risiko verleugnet, das jede Fusion beinhaltet, fühlt sich die Braut verpflichtet, auch

schmerzhaftere Wahrheiten auszusprechen, Illusionen zu entlarven und Realitäten beim Namen zu nennen. Während Eaton also auf mögliche Beziehungsschwierigkeiten in den Flitterwochen aufmerksam macht, ist der Bräutigam schon längst mit den Erträgen und Gewinnen und der Eroberung der globalen Zukunft beschäftigt.

Ohne diese von der Presse gestiftete Ehe weiter interpretativ zu strapazieren und die Fusion noch weiter zu personalisieren, wird doch offensichtlich, daß zukünftig die Aussagen von beiden zusammen der Wahrheit relativ nahe kommen dürften. An diesem Beispiel zeigt sich allerdings auch, daß Frauen- und Männerrollen sich durchaus in einem gegenseitig befruchtenden Prozeß ergänzen und korrigieren können und nicht zwangsläufig an das reale biologische Geschlecht gebunden sein müssen. Einig sind sich beide Akteure allerdings bei der Auswahl einer selbstgewählten und wie ich finde, sehr nachdenklich machenden begrifflichen Metapher für die Fusion, die beide als den Beginn einer neuen Zukunft, als „Day one“ bezeichnen.²⁶

„Day one“ aber weckt Assoziationen an „D-Day“, an den 6. Juni 1944, an jenen Tag also, an dem die Alliierten in der Normandie landeten und den Beginn vom Ende Kriegen und der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland ankündigten. „Day One“ ist aber auch ein Tag nach der Stunde Null und erinnert an die Kapitulation Deutschlands und den nachfolgenden ökonomischen Wiederaufbau.



Von den Landungsfahrzeugen wadet die erste Welle amerikanischer Truppen an den Strand der normannischen Küste. Innerhalb einer Woche sind die Landeköpfe der Amerikaner, Briten und Kanadier zu einem einzigen vereint; einen Monat nach dem «D-Day» befinden sich in ihm eine Million Mann. Ihnen stehen zu diesem Zeitpunkt lediglich dreizehn stark dezimierte deutsche Divisionen gegenüber

Ist den Akteuren im Eifer des Gefechtes hier ein unbewußter faux pas passiert, oder was bedeutet diese scheinbar unpassende und der Sieges euphorie seltsam widersprechende Assoziation in diesem Zusammenhang?

Die Auswahl dieses Begriffes verwundert in der Tat, weckt „Day one“ doch vornehmlich militärische und kriegerische Assoziationen. Indem „Day one“ zunächst ganz unzweifelhaft und in aller Deutlichkeit in die Zukunft weist, erinnert er doch zugleich an eine noch gar nicht so weit zurückliegende, aber schwierige und komplexe deutsch-amerikanische Geschichte, in der die USA zu den Siegermächten und Deutschland zu den Besiegten gehörten. Dient die Formel „day one“ mithin dazu, diesen Krieg und folglich auch den Sieg der USA ebenso wie die Niederlage der Deutschen vermittelt dieser Fusion, zumindest auf technologischer und ökonomischer Ebene als überwunden anzusehen. Sieger und Besiegte gründen eine neue, mächtige Allianz. Die Ehe besiegelt alte historische Feindschaften, aus einstigen Konkurrenten erwächst eine Familie, aus Feinden werden Freunde. Das beflügelt die Phantasien. Vor allem dann, wenn in Umkehrung der beide verbindenden historischen Vergangenheit, Daimler Chrysler erobert und sich als der eigentliche Gewinner und Sieger fühlt. Aus diesem Blickwinkel würde zumindest die berauschend wirkende Sieges euphorie des Bräutigams und die eher gedämpfte, realistisch bis pessimistisch gestimmte Einschätzung der Braut verständlich. Richtig ist sicherlich, daß dies ein historischer Akt ist, jedoch ein Akt mit deutlich spürbaren Ambivalenzen und eben einer offensichtlich noch nicht gänzlich überwundenen Historie, die sich jetzt wieder, in dieser seltsamen Formulierung „Day one“ bemerkbar macht.

6 Fazit

Die Fusion hat nicht nur eine Zukunft, sondern auch eine Vergangenheit. Nur die Zukunft zu betrachten, hiesse, sich ein falsches Bild von der Realität zu machen. Die Vergangenheit gehört dazu.

Für jede Mitarbeiterin und jeden Mitarbeiter von Daimler bedeutet dies auch, Abschied zu nehmen von einem vielleicht heimeligen Nest, das Daimler einst war und sich zu fragen, was war gut, was war nicht so gut und wovon fällt es schwer, Abschied zu nehmen. Woran hänge ich besonders? Das bedeutet auch, produktiv kann der Umgang mit der Fusion erst dann werden, wenn die eigenen Ambivalenzen, Widerstände, Zweifel und Bedenken ernst genommen und

nicht weggeschoben werden müssen. Und dieser Prozess des Abschiednehmens bringt Gefühle des Trauerns und braucht einen Raum, in dem Regression möglich und erlaubt ist und bedarf der Rituale, um den Übergang zu gestalten. Dieser Abschied darf nicht beschleunigt werden: denn dieser Prozess hat ein Recht zu sein und nur ein gelungener Abschied macht Entwicklung und Zukunft möglich. Alleine der Umtausch der Aktien und die Überreichung eines Schreibens mitsamt neuer Uhr aber sind symbolisch zu dürftig, um den Abschied und den kulturellen Wandel produktiv zu bewältigen.

Literatur

- Bardé, B. (1994). Die Großgruppe. In R. Haubl & F. Lamott (Hrsg.), *Handbuch Gruppenanalyse*. Berlin und München.
- Benjamin, J. (1990). *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*. Frankfurt am Main.
- Davis, K. (1940). A Case of Extreme Social Isolation of a Child. *American Journal of Sociology*, 45, 554-565.
- Devereux, G. (1976). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt am Main.
- Erdheim, M. (1982). *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozeß*. Frankfurt am Main.
- Flaake, K. & King, V. (Hrsg.). (1992). *Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen*. Frankfurt am Main.
- Harlow, H. F. (1962). The Heterosexual Affectional System in Monkeys. *American Psychologist*, 17, 1-19.
- Kennard, E. A. (1937). Hopi Reactions to Death. *American Anthropologist*, 39, 491-496.
- Mandelbaum, D. G. (1943). Wolf Child Histories from India. *Journal of Social Psychology*, 17, 25-44.
- Muratorio, B. (1982). *Etnicidad Evangelización y Protesta en el Ecuador*. Quito.
- Nadig, M. (1986): *Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko*. Frankfurt am Main.
- Rohr, E. (1993). Angst und Faszination. In M. Jansen & U. Prokop (Hrsg.), *Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit* (S. 133-162). Frankfurt am Main.
- Rohr, E. (1995). *Der weibliche und der männliche Blick. Die Wahrnehmung des Fremden und das Geschlecht der Forscherin und des Forschers*. In E. Heinemann & G. Krauss (Hrsg.), *Geschlecht und Kultur. Beiträge zur Ethnopsychoanalyse*. Nürnberg.
- Schnack, D. & Neutzling, R. (Hrsg.). *Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit*. Reinbek bei Hamburg.
- Spitz, R. A. (1945). *Hospitalism. The Psychoanalytic Study of the Child*. Bd. 1, New York.

- Spitz, R. A. (1946). *Hospitalism. A Follow-up Report. The Psychoanalytic Study of the Child*. Bd. 2, New York.
- Spitz, R. A. (1949). The Role of Ecological Factors in Emotional Development in Infancy. *Child Development*, 20, 145-156.
- Spitz, R. A. & Wolf, K. M. (1946). *Anaclitic Depression. The Psychoanalytic Study of the Child*. Bd. 2, New York.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. Muratorio, Blanca 1982: S. 81
- ² Devereux, Georges 1976:2-29
- ³ Vgl. Erdheim, Mario 1982, Rohr, Elisabeth 1993
- ⁴ Vgl. TAZ Nr. 5639 vom 19.9.1998, Seite 2 Aktuelles. Bericht von Heide Platen
- ⁵ Devereux: 55
- ⁶ ebd.
- ⁷ ebd., auch Harlow 1962, Spitz 1945, 1946, 1949, Spitz und Wolf 1946 auch Davis 1940 und Mandelbaum 1943
- ⁸ Devereux: 55
- ⁹ ebd.
- ¹⁰ ebd.:56
- ¹¹ Vgl. Devereux, Georges:57. Die Wut, die diese Panik auslöst, kommt auch in einem für unser Gefühl sehr befremdlichen Ritual der Hopi-Indianer zum Ausdruck. Diese schlagen ihre Toten und beschuldigen sie, gestorben zu sein, um die Überlebenden zu betrügen. Vgl. Kennard, E.A. 1937:491-496
- ¹² Z. B. Flader, D./Grodzicki, W.-D./Schröter, K. (Hg.) 1982
- ¹³ Vgl. Bardé, Benjamin 1994:255
- ¹⁴ Nadig, Maya 1986:43
- ¹⁵ Vgl. Benjamin, Jessica 1990
- ¹⁶ Vgl. Schnack, Dieter/Neutzing, Rainer (Hg.) 1994:101f.
- ¹⁷ Vgl. Flaake, Karin/King, Vera (Hg.) 1992
- ¹⁸ Rohr, Elisabeth 1995
- ¹⁹ TAZ Nr. 5639 vom 19.9.1998. Seite 2 Aktuelles. Bericht von Heide Platen.
- ²⁰ ebd.
- ²¹ SZ vom 18.11.1998: Die Fusion von Daimler-Benz und Chrysler:1+1=1? Aber es bleibt bei vier Rädern. Von Karl-Heinz-Büschemann.
- ²² ebd.
- ²³ TAZ Nr. 5596 vom 31.7.1998, Seite 7, Wirtschaft und Umwelt. Bericht von Beate Willms. Und: TAZ Nr. 5639 vom 19.9.1998, Bericht von Heide Platen.
- ²⁴ Vgl. TAZ Nr. 5639, vom 19.9.1998, Seite 2 Aktuelles
- ²⁵ SZ vom 18.11.1998
- ²⁶ ebd.